

Eva-Maria und Johannes Holmer

*Ich weiß, dass  
Gottes Plan perfekt ist*

Lydia – ein Leben  
voller Vertrauen

**SCM Hänssler**

# Inhalt

Markus Spieker über Lydia .....	7
Abschied von Puschel .....	10
Puschels Kindheit .....	15
Aidlingen .....	26
Eine ganz andere Schwester .....	34
Schweden .....	40
Aufbruch nach El Salvador .....	63
Eine andere Welt .....	66
Zurück in Deutschland .....	91
Ein schwerer Weg .....	95
Tag X .....	113
Nach der Operation .....	118
Puschel schreibt wieder .....	122
Ich liebe das Leben .....	127
Eine Reha, die keine ist .....	141
Atomteilchen in Heidelberg .....	157
Amerika – ich komme! .....	173
Ich werde nicht am Krebs sterben... ..	176
Freude .....	181
... und wenn es das Letzte ist...? .....	185
Nun auch das noch – Meningitis .....	202
Abschied .....	214

## Markus Spieker über Lydia

Was macht einen Menschen groß?

Die Frage stelle ich mir oft, wenn ich über Persönlichkeiten des Zeitgeschehens berichte. Präsidenten, Kanzler, Minister oder sonstige Amts- und Würdenträger. Sie spielen auf der Bühne der Weltöffentlichkeit, dabei ist der Applaus zu Beginn meist stürmisch und die Buhrufe am Ende laut. Oft bleiben sie nur als geschichtliche Randnotizen im allgemeinen Gedächtnis, je nachdem, wie viel Gutes oder Böses sie bewirkt haben und was davon überhaupt Schlagzeilen gemacht hat.

Manche werden einwenden, dass die Frage falsch gestellt ist und es bei der Lebensbilanz nicht so sehr auf die historische Größe, sondern vielmehr auf das persönliche Glück ankommt. Gewonnen hat nach dieser Lesart nicht der mit den meisten Pokalen, sondern der mit den meisten Spielzeugen, derjenige, der viel Spaß gehabt hat und das möglich lange.

Bei beiden Fragen, denen nach Größe und Glück, schneidet Lydia nicht sonderlich gut ab. Sie war gemessen an den gängigen Erfolgsstandards ein kleines Licht, und das ging auch noch schnell aus.

Aber sie hat gestrahlt! Und wie! So kräftig, dass davon mir und allen, die sie kannten, jetzt und vermutlich immer warm ums Herz wird. So gesehen war Lydia ein Superstar. Eine Supernova. Eine Ausnahmeerscheinung. Weil ihr Leuchten nicht die Zufälligkeiten eines angenehmen Lebens reflektierte und auch nicht von innen kam und damit an den provisorischen Herzschlag gekoppelt war – sondern von Gott, der ihr Leben zum Überquellen vollmachte. Deshalb hatte sie recht, wenn sie ein paar Jahre vor der schrecklichen Krebsdiagnose schrieb: »Ich bin sehr gespannt, was Gott noch mit mir macht. Ich merke oft, dass Gott Dinge macht, die wir uns gar nicht hätten denken können. So ein Leben ist doch spannend.« Lydia hat gestrahlt

So leicht es mir im Nachhinein fällt, Lydias Leben sinnhaft in Gottes Heilsplan einzuordnen, so schwerfällt es mir, ihr teilweise unsägliches Leiden zu akzeptieren. Ich frage: War das wirklich nötig, Jesus?

Wie kannst du zusehen, wie eine deiner treuesten Jüngerinnen so qualvoll von inneren Wucherungen zerfressen wird? Ich habe zwar selbst schon gepredigt, dass Gemeinschaft mit Jesus auch Leidensgemeinschaft bedeuten kann, aber in diesem konkreten Fall erscheint es einfach zu brutal.

Die Antwort auf die Gründe für Lydias gesundheitliche Tragödie werde ich erst im Himmel bekommen. Schon jetzt weiß ich: Der Krebs hat sie nicht besiegt, sondern sie zu einer ganz besonderen Schönheit werden lassen. Ich habe – und das schreibe ich ganz ohne journalistische Übertreibung – noch nie einen Menschen erlebt, der die christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung besser verkörpert hat als Lydia, trotz und gerade wegen ihres harten Schicksals. Wenn ich sie in Bülow besucht habe, ging von ihrem Zimmer eine größere Kraft aus als vom Kanzleramt. Und nach jeder Visite war ich selbst der Beschenkte. Die Glaubensfestigkeit, die Zuversicht und die Freundlichkeit, die Lydia auf Krücken, im Rollstuhl oder im Krankbett ausstrahlte, wirkt bei mir immer noch nach. Ich staune darüber, wie ein Geschöpf, das langsam seines Lebens beraubt wird, so vital erscheinen kann, so dankbar, so gütig. Nicht von ungefähr nannte sie ihren kleinen Hund »Grace«. Sie vertraute hartnäckig auf Gottes Barmherzigkeit und beschämte damit viele kerngesunde Christen, denen der Überfluss die Glaubenssubstanz weggespült hat. Sie begriff, dass Gottes Gnade sich nicht in oberflächlich heilen Umständen zeigt, sondern in der permanenten Erlösung von irdischer Begrenzt- und Verlorenheit.

Zweimal habe ich mit Lydia einen Gottesdienst in ihrer Heimatkirche erlebt: erst am Osterfest, dann ein Dreivierteljahr später bei ihrer Beerdigung. Es tröstet mich zu wissen, dass sie zwar  
Es geht ihr gerade prächtig  
gestorben, aber nicht tot ist und dass ich ihren blonden Lockenkopf und ihre feurig-fröhlichen Augen auf jeden Fall vor Ablauf dieses Jahrhunderts wiedersehen werde, wenn es bei mir nämlich selbst soweit ist mit dem Sterben.

Die Frage, ob Lydia ein großer Mensch war und ein glückliches Leben hatte, ist also falsch gestellt. Irdisches Glück gibt es nur für den Moment, und für Größe fehlt uns Menschen die richtige Maßeinheit. Fakt ist stattdessen: Lydia hat ein erfülltes Leben, und es geht ihr gerade prächtig. Den ersten Abschnitt ihrer biologisch-befristeten

und auf drei Dimensionen beschränkten Existenz hat sie mit Bravour absolviert. Sie hat ein Leuchten in die Welt gebracht, das alle TV-Scheinwerfer wie trübe Funzeln aussehen lässt.

Danke, Lydia und danke, Jesus.

*Markus Spieker*

*Ich werde eines Tages sterben, wie jeder von uns. Doch ich habe die Gewissheit, dass ich eine viel schönere »Welt« erleben werde. Jesus hat diese Hoffnung in mir verankert.*



*Lydia Holmer vor ihrem Tod*

## *Ein schwerer Weg*

### *Gebet für Puschel*

In den Tagen danach finden wir uns oft im Gebet wieder. In einem der Dörfer unserer Gemeinde führen gerade Mitarbeiter von »Wort des Lebens« (das ist eine gute Jugend-Missions-Organisation, die ursprünglich aus Amerika kommt) eine Kurzbibelschule durch. Am 27. April steht ein Abend am Lagerfeuer auf dem Programm. Die Teilnehmer des Kurses, die Mitarbeiter von WDL und etliche aus unserer Gemeinde sitzen nachdenklich um das knisternde Feuer herum. Es ist eine eigenartige, recht ruhige Stimmung. Denn Puschel ist auch da, das Damoklesschwert der Diagnose schwebt über ihr und uns allen. Wir beginnen zu beten, einer nach dem anderen, mit und für Puschel.

Am nächsten Tag kommt Opa Holmer aus Serrahn mit meinem Bruder Markus und dessen Frau Elke und einigen Ältesten aus unserer Gemeinde zu uns nach Hause. Wir wollen Puschel mit Öl salben und mit ihr beten, wie das in Jakobus 5,13-18 empfohlen wird. Unser Gebet soll unserem Herrn zeigen, dass wir es ernst meinen mit dem Vertrauen auf ihn und sein Wort.

Als wir auseinandergehen, wissen wir, dass vor allem Puschel, aber auch wir selbst in eine Zukunft gehen, in der wir nur noch auf Gottes Verheißung bauen können. Gott hat zugesagt, immer bei uns zu sein. Daran klammert sich am meisten Puschel selbst. Dieses Vertrauen lässt sie nie mehr los.

### *Auf unbekanntem Terrain*

Am Montag, dem 30. April 2007, sind Puschel, Eva-Maria und ich auf dem Weg in die Spezialklinik. Wir reden nicht viel. Zu unbekannt ist die Welt, in die wir nun eintreten. Hier kommt es Puschel und mir sehr zugute, dass wir vom Wesen her die Dinge zunächst einmal so nehmen können, wie sie sind, und sie dann Schritt für Schritt ange-

hen. Eva-Maria hat es da schwerer. Sie macht sich Gedanken: Was könnte sein, was könnte kommen?

Doch hätten wir gewusst, was auf uns zukommt, wären wohl auch wir an diesem Tag gar nicht erst losgefahren ...

Wir sind in der Spezialklinik zwar angemeldet und haben einen Termin. Dennoch nimmt niemand Notiz von uns, als wir dort ankommen. Es ist ein alter Klinikbau aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts, der sowohl den Zweiten Weltkrieg als auch die DDR-Zeit überlebt hat. In der DDR galt diese Klinik als eine der renommiertesten Krebs- und Spezialkliniken überhaupt. Doch jetzt ist hier nichts mehr wirklich zeitgemäß, am allerwenigsten die Strukturen.

Ein wenig verloren, wie bestellt und nicht abgeholt, stehen wir auf den Fluren herum. Lustlos schlurfen Patienten an uns vorbei, zwei Schwestern schieben ein leeres Bett durch den Flur. Einen Ansprechpartner finden wir nicht.

Puschel stehen Tränen in den Augen, als sie sagt: »Papa, hier bleiben wir nicht ... Wir sollten uns eine andere Klinik suchen.« Eva-Maria schlägt vor: »Kommt, lasst uns in den Park gehen, in Ruhe mit Gott reden und dann den Oberarzt in Plau am See anrufen. Er hat uns angemeldet, und er hat gesagt, dass wir uns jederzeit melden können.«

So laufen wir durch den Park, bleiben dann plötzlich neben einer Bank im Dreieck stehen und beten: »Herr, du hast uns hierher gebracht – bitte, nun Sorge auch für uns, wir sind auf dich angewiesen, bitte!« Jemand geht an uns vorbei und schaut verständnislos zu uns herüber. Aber wir wissen, dass Gott uns hört.

Dann rufen wir den Oberarzt in Plau an. Niemand von uns war jemals ernsthaft krank, deshalb sind wir unerfahren. Wir wissen nicht viel – und ebenso wenig, was Gott im Hintergrund arrangiert.

## *Endlich Rat*

Als wir noch einmal in die Klinik gehen, treffen wir einen freundlichen Mann, der uns direkt anspricht und fragt: »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Wir überlegen gerade, uns eine andere Klinik zu suchen. Wir haben den Eindruck, dass hier nichts zusammenläuft«, antworten

wir. Er hört uns zu und bittet uns, in einer Sitzecke auf dem Flur Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten, er werde gleich wiederkommen und versuchen, uns zu helfen.

Es dauert und dauert, wir denken schon: wieder mal dasselbe. Doch dann kommt er wie versprochen, setzt sich zu uns, entschuldigt sich, weil wir warten mussten, und erklärt: »Ich habe mir erst einmal die Untersuchungsergebnisse von Plau angeschaut, das dauerte doch etwas länger.« Er entschuldigt sich, dass er auf dem Flur mit uns reden muss: »Wir haben hier nicht einmal ein freies Arztzimmer, um in Ruhe ein Patientengespräch zu führen.« Dann stellt er sich vor: »Ich bin Oberarzt Dr. T. Ich kann Sie gut verstehen. Wenn Sie wirklich in eine andere Klinik wollen, dann werde ich Ihnen, so gut ich kann, dabei helfen. Denn ich kenne die entscheidenden Leute in den anderen Tumorzentren sehr gut. Ich werde aber versuchen, alle Ihre Fragen zu klären.«

Mit viel Geduld und großem Einfühlungsvermögen zeigt er uns auf, wie es um Puschel steht. Was er erklärt, hört sich konkret und bedrohlich an: Es gebe keinen Zweifel. Es sei definitiv ein Tumor in der rechten Beckenschaufel, der sich immer weiter in den Knochen hineinfresse. Optionen? Dr. T. sieht als einzige Möglichkeit eine Operation. Bei dieser muss, soweit es geht, der komplette Tumor im gesunden Gewebe ausgeräumt werden. Es ist definitiv ein Tumor Dies müsse mit Chemotherapie vorbereitet werden, um zu versuchen, den Tumor etwas zu verkleinern und ihn gegenüber dem umliegenden Gewebe abzukapseln.

Es ist ein sehr langes Gespräch. Das allerdings zeigt uns, dass hier wenigstens ein Mann ist, der zu wissen scheint, was er tut und vorschlägt. Und so steht bald unser Entschluss fest: Wir bleiben hier. Später stellt sich auch manches andere etwas freundlicher dar, als es uns bei diesem ersten Besuch erschien.

In ein paar Tagen schon soll die Chemo beginnen. Wir haben keine Alternative. So fahren wir nun einigermäßen versöhnt mit der Situation, aber mit schlechten Aussichten wieder in den Norden. Zwei Tage später kommt Puschels Onkel »Lumpi« – er arbeitet als Neurologe in einer Schweizer Klinik – zu Besuch. Er möchte sich Zeit nehmen, um Puschel die offenen Fragen zu beantworten, um ihr Zuspruch

zu geben, sie zu ermutigen. Gemeinsam unternehmen die beiden Spaziergänge über mecklenburgische Wiesen und Felder, auf denen der Raps und die Frühlingsblumen blühen.

Als er wieder zurück muss und sich verabschiedet, sagt er: »Nehmt euch nicht zu viel vor, es wird ein langer, schwerer Weg. Irgendwann wird die Kraft zu Ende sein, darum teilt sie euch ein. Am Anfang ist alles neu. Aber irgendwann wirst du, Puschel, der Chef im Ring sein. Du wirst wissen, was richtig für dich ist, besser als jeder Arzt ...«

Wir müssen danach oft an seine Worte denken. Es stimmt, dass sich Puschel bald sehr gut mit ihrer Krankheit auskennt. Aber in einem Punkt hatte er unrecht: Ihre Kraft verliert sie nicht. Sie erlebt, dass Gottes Kraft »in den Schwachen mächtig« ist (2. Korinther 12,9) – und dass viele Freunde intensiv für sie beten.

### *Unter einem »schlechten Stern«?*

Die Voraussetzungen für die kommende Zeit sind, menschlich gesehen, denkbar schlecht. Die Meldung im Internettagebuch für Beter und Freunde liest sich so:

Es ist alles schlim-  
mer als erwartet  
und befürchtet

*Unsere lieben Freunde, nun ist das Ergebnis der Gewebeanalyse da. Doch es ist alles schlimmer als erwartet und befürchtet. Puschel hat ein Chondrosarkom im 3. Stadium, was bedeutet, dass es das Schlechteste ist, was kommen konnte. Der Beckenknochen ist von Tumorgewebe durchsetzt. Es wird eine extrem schwierige Operation auf sie zukommen. Davor aber soll eine Chemotherapie (bei diesem Krebs schlägt dies statistisch nur zu höchstens 30 Prozent an) helfen und möglichst bewirken, dass nicht doch irgendwo anders Krebszellen wachsen können. Heute und morgen ist sie zu Hause, Donnerstag früh muss sie wieder in die Klinik. Wenn ihr noch könnt und wollt, dann betet bitte, dass sie die zwei Tage hier genießen und dann auf die Chemo und ihre Folgeerscheinungen mit möglichst viel von Gott geschenkter Ruhe zugehen kann. Und da wir unseren Herrn kennen, wissen*

wir auch, dass ER sie heilen kann. Bitte betet dafür, dass ER sich verherrlicht an ihr! Danke!

In diesen Tagen hat Puschel noch die Kraft, im Internet selbst an ihre Freunde zu schreiben.

2. Mai 2007 – O Leute, wie habt ihr mich in den letzten zwei Wochen erfreut und ermutigt! Danke für all eure Gebete, euer Flehen zu Gott, und einige haben sogar gefastet!! Danke für alle eure E-Mails. Danke für eure Zeit und euer Denken an mich! SEIN Friede ist in mir, möge er so auch mit euch sein! Die nächste Zeit wird für mich nicht leicht sein. Aber ER ist bei mir. Und auch ihr seid mit mir auf dem Weg. Danke, dass ihr mit mir kämpft! (Lest einfach mal 2. Korinther 1,3-11.) Ich habe die Ärzte gebeten, mir zwei Tage Pause zu Hause zu geben, bevor die Chemotherapie losgeht. Über die letzte Woche könnte ich euch eine Menge erzählen. Aber dazu fehlt mir im Moment die Kraft. Ich kann nur sagen, dass Gott mich einfach festhält und trägt. Allerdings werde ich für ihn in der nächsten Zeit ein wenig schwerer werden... (nicht wirklich, denn ER ist ja Gott!) Doch ich weiß: ER kann mich halten. Und ER wird es tun!



Ganz besonders gefreut hat mich, dass mein Onkel »Lumpi« aus der Schweiz gekommen ist. Er ist Arzt und für drei Tage in die Klinik gekommen und hat mich dann auch nach Bülow begleitet. Er konnte viele der medizinischen Fragestellungen erklären und beantworten. Das hat sehr gut getan. Auch meine Schmerzen sind sehr viel besser unter Kontrolle, besser als in den drei Monaten vorher.

Ich weiß: Gott wird mich halten

Lasst mich kurz ausführen, wie der Plan der Ärzte für die nächste Zeit ist (Dabei bin ich sicher, dass Gottes Plan etwas anders aussehen wird. ER geht gern andere Wege. Es sind die besten, auch wenn wir sie manchmal nicht verstehen!):

Am Freitag soll eine kleine Operation sein, durch die ich einen sogenannten »Port« bekomme, der unterhalb der Schulter unter die Haut »gepflanzt« wird mit einer Leitung durch die Venen in den Blutkreislauf, damit ich fortan durch diesen Port die Chemo kriege. Dies erleichtert vieles gegenüber den Zugängen

*am Arm, die sehr hinderlich sind und immer neu gelegt werden müssten. Auch die Infektionsgefahr ist geringer. Am Samstag soll dann die Chemo beginnen. Drei bis fünf Tage, abhängig von der Art der Medizin. Wenn ich mich dann gut genug fühle und stabil bin, werde ich für eine Woche nach Hause können. Das wird für zehn Wochen immer wieder geschehen müssen mit verschiedenen Präparaten und den Pausen dazwischen. Danach ist eine sehr große Operation geplant. Wenn die gelaufen ist und ich wieder stabil genug bin, geht es mit der Chemo weiter, insgesamt etwa zehn Monate. Das ist der Plan der Ärzte, wie gesagt der Ärzte. Was Gott tut, steht nicht auf diesem Plan ... Jetzt habe ich noch einen Vers, über den nachzudenken sich lohnt: Jesaja 41,10 [LUT]: »Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich halte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.« Eine Freude, die ich heute hatte, zuletzt: Mein Bruder Silas und meine Mutter haben vier Lämmer geholt, die jetzt in unserem Gelände laufen. Denn wir hatten zum ersten Mal, seit ich denken kann, im Winter keine Schafe...*

## *Es geht ans Eingemachte*

Die erste kleine Operation verläuft reibungslos. Puschel bekommt einen Port. Gleichzeitig wird sie besser auf Schmerzmittel eingestellt, die wie erwartet Übelkeit erzeugen, bis sich der Körper an die »Drogen« gewöhnt. Zu Beginn bekommt sie auch ein Schmerzpflaster. Nach ein paar Stunden muss sie sich übergeben – das Schmerzpflaster war zu hoch dosiert.

Nun ist alles vorbereitet. Am Morgen des 4. Mai bekommt Puschel die erste Chemo. Sie wird in der alten Klinik in ein großes Vierbettzimmer mit drei älteren Frauen gelegt. Das aber erweist sich als wirklich problematisch. Denn Puschel reagiert auf die beginnende Chemo extrem sensibel. Sie entwickelt eine so starke Geräusch- und auch Lichtempfindlichkeit, wie sie selbst die erfahrenen alten Schwestern, die schon in der DDR-Zeit hier gearbeitet haben, nicht kennen. Das bedeutet für die Schwestern jedoch nicht, dass sie ir-

gendetwas ändern würden. Puschel liegt weiter in diesem Zimmer, in dem eine ältere, schwerhörige Frau permanent telefoniert und dabei so laut spricht, dass wir Puschel die Ohren zustopfen müssen. Puschel legt sich zusätzlich ein Kissen auf die Ohren, weil sie jedes Geräusch offenbar hundertfach verstärkt wahrnimmt. Wegen der gleichzeitigen Licht-Hypersensibilität legen wir ihr einen Waschlappen auf geschlossene Augen und auf die Stirn, der ihr gleichzeitig ein wenig Feuchtigkeit und Frische gibt.

Puschel muss sich übergeben. Immer wieder. Wir merken, dass sie nicht mehr ganz da ist, fast scheint sie komatös zu sein. Ich laufe gerade über den Flur, um eine Flasche Wasser für uns zu holen, als ich unfreiwillig aus einem Schwesternzimmer höre, wie sich das Personal über Puschel unterhält. »Lydia ist ein wehleidiges Sensibelchen, das nach Mama und Papa weint.« Dieses Etikett haftet ihr seitdem an.

Die erste Chemo soll eine Woche dauern. In dieser Zeit dürfen wir bei Freunden ganz in der Nähe wohnen. Nach drei Tagen muss Eva-Maria den Platz bei Puschel übernehmen. Ich muss erst einmal wieder nach Hause, um meinen Pflichten als Pastor nachzukommen.

Aber schon jetzt sind wir an unseren Grenzen angelangt – zumindest denken wir das. Puschel bekommt nicht mehr viel mit. Später erzählt sie, dass sie fast keine Erinnerungen an diese Chemo hat – so sehr versenkt die Chemo sie in eine Art Geistesabwesenheit.

Am Abend des 9. Mai sitze ich zu Hause an der Vorbereitung des nächsten Gottesdienstes und habe Mühe, mich zu konzentrieren. Immer wieder steigt mir ein Kloß in den Hals, wenn ich an meine Tochter in der Klinik und an Eva-Maria denke. Das führt mich ein ums andere Mal ins Gebet. Um 21 Uhr verabschiedet sich Eva-Maria in die Nachtruhe bei den Freunden. Ich arbeite weiter. Plötzlich, es ist schon weit nach Mitternacht, klingelt das Mobiltelefon. Am anderen Ende ist ein Arzt aus der Klinik: »Herr Holmer, ich wollte eigentlich Ihre Frau erreichen. Sie war doch gestern hier.«

Ich sage: »Sie ist im Moment nicht zu erreichen – sie schläft hoffentlich längst.«

»Dann müssen wir miteinander reden. Wir sollten uns für Ihre Tochter etwas überlegen. Sie braucht unbedingt einen Psychotherapeuten als Hilfe. Sie ist kaum noch ansprechbar.«

In mir steigt ein wenig die Wut hoch. Wir haben ja bereits gehört, dass man sie für sehr wehleidig hält und nun offensichtlich sogar für psychisch labil. Doch wir wissen, dass Puschel alles andere als ein hyperreagierendes Sensibelchen ist. Ich sage zu dem Arzt: »Wissen Sie, was meine Tochter braucht? Nichts anderes als ihr Zuhause, die gewohnte Umgebung und einfach Ruhe. Ja, sie reagiert momentan hypersensibel auf Geräusche und Licht. Doch das tut sie nicht, weil sie Spaß daran hat oder wehleidig ist, sondern weil ihr das Ganze offensichtlich rein körperlich zu schaffen macht. Psychisch ist sie – da bin ich hundertprozentig sicher – völlig intakt. Ich bitte Sie, alles dafür zu tun, dass Lydia möglichst schnell nach Hause kann. Sie ist ja ohnehin nur noch zur Beobachtung in der Klinik.«

»Meine Tochter  
braucht ihr Zuhause!«

### *Das etwas andere Geburtstagsgeschenk*

Dass gerade mein fünfzigster Geburtstag anbricht, gerät unter diesen Umständen fast in Vergessenheit. Doch ich bekomme heute ein Geburtstagsgeschenk der ganz besonderen Art: In der Nacht hat der Arzt gesagt, dass Lydia noch mindestens bis elf Uhr unter Beobachtung bleiben müsse. Doch am nächsten Morgen geht alles sehr schnell.

Als Eva-Maria kommt, sagen ihr die Schwestern, dass Lydia sofort nach Hause könne. Während Eva-Maria alle Sachen packt, wird Puschel auf den Flur geschoben. Dort soll sie auf den Arztbericht und den Transport warten. Eva-Maria bekommt mit, dass der Platz, an dem Puschels Bett stand, eine halbe Stunde später bereits wieder belegt ist. Ihr Platz wurde also gebraucht. Es dauert trotzdem noch Stunden, bis die beiden zum Krankentransport abgeholt werden. Nachmittags wird das »Geburtstagsgeschenk« nach Bülow geliefert. Wir sind extrem dankbar und freuen uns an einer Geburtstagsfeier der etwas anderen Art.